

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 248.

Samstag, 23. Oktober.

1915.

(22. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Eister.

„Ich glaube Ihnen“, sagte sie, ihn frei und offen ansehend, „aber Ihre Gattin kann ich nicht werden...“

„Weshalb nicht? — Sie lieben mich nicht?“

Eine flüchtige Röte flammte in ihren Wangen auf. Ihr Herz pochte heftig; in diesem Augenblick fühlte sie, daß sie ihn liebte; sie hätte sich in seine Arme werfen mögen und ihm zurufen mögen: Nimm mich hin und halte und schütze mich, du stolzer, starker Mann... aber ihr Stolz bäumte sich gegen dieses Gefühl, das sie heiß durchflutete, auf und bebend kam es von ihren Lippen:

„Und wenn ich Sie liebte, ich könnte Ihre Gattin nicht werden...“

Seine Wienen verfinsterten sich, sein dunkles Auge blickte sie zornig an, so daß sie fast Furcht vor ihm empfand; sie nahm ihren ganzen Stolz, ihre ganze Kraft zusammen und sagte:

„Ich werde mich nie in Kreise drängen, wo ich nicht freudig willkommen heißen werde...“

Da lachte er zornig auf.

„Und wer sagt Ihnen, daß meine Kreise Sie als meine Gattin nicht willkommen heißen werden?“

„Denken Sie an Frau von Haidenbrink...“

„Ja — die gute Dame war allerdings entsetzt, als ich ihr die Möglichkeit vor Augen stellte, daß ihr eigener Sohn um Sie werben könnte... aber was geht das uns an?“

„Sie haben mit der Baronin von Horst gesprochen?“ fragte Käthe erschreckt.

„Ja — und ich glaube, die gute Dame hat ihr Söhnchen vor Ihnen gewarnt... wenigstens schrieb sie mir derartiges...“

Ausschlüchzend schlug Käthe plötzlich die Hände vor das Gesicht, das in heißer Scham erglühte. Das war des Räthels Lösung! Jetzt verstand sie das Benehmen Horsts ihr gegenüber! Auf die Mahnung seiner Mutter hin hatte er sich von ihr abgewandt, hatte er alle die Worte der Liebe und Treue vergessen, die er zu ihr gesprochen! Und sie hatte ihm geglaubt, sie hatte geglaubt, ihn zu lieben, sie hatte Leid um ihn getragen, während er ein leichtfertiges Spiel mit ihr getrieben.

„Ach, diese Schmach! Diese Schande für ihr stolzes Herz!“

Reithardt sah sie erstaunt an. Dann flog es wie ein jähes Erschrecken über sein Gesicht.

„Sie lieben Horst?“ fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf, und dann richtete sie sich stolz auf. Ihre Augen waren feucht, ihre blassen Lippen bebten, aber mit gewalttätiger Ruhe entgegnete sie:

„Ich liebe ihn nicht — aber Sie sehen aus all dem, daß eine Verbindung zwischen uns unmöglich ist...“

„Käthe...“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung.

„Genuß, Herr von Reithardt — die Selbstachtung zwingt mich dazu — es ist mein letztes Wort...“

Sie wollte gehen. Da vertrat er ihr den Weg.

„Aber es ist nicht mein letztes Wort, Käthe“, sprach er mit tiefer Stimme, die fast wie leises Bünnen klang.

„Ich werde nicht nachlassen, um Ihre Liebe zu werben — ich werde Sie mit meiner Liebe verfolgen, bis Sie überzeugt von meiner Liebe sind, bis Sie an mich glauben werden. Einmal schon hatte die Liebe einer Frau den Weg meines Lebens gekreuzt — damals mußte ich verzichten — und dieser Verzicht hat mich zu dem einsamen und glücklosen Mann gemacht, der ich war. Ich habe jene Liebe längst überwunden, ich glaube, mein Herz sei hart für die Liebe, bis ich Sie sah, bis ich Sie kennen lernte. Und jetzt sollte ich wieder verzichten müssen?! Nein, tausendmal nein! Ich verzichte nicht, denn, Käthe, es gilt das Glück meines Lebens — ich will noch einmal glücklich werden in meinem Leben und noch fühle ich die Kraft und den Willen in mir, nicht nur selbst glücklich zu werden, sondern auch glücklich zu machen. Und das ist mein letztes Wort, Käthe — und nun gehen Sie — aber gedenken Sie dieser Stunde — gedenken Sie meines letzten Wortes!“

Erschüttert stand Käthe vor diesem Ausbruch seiner Leidenschaft da. Sie wagte nicht, das Auge zu ihm zu erheben; sie wagte kein Wort der Entwiderrung, sie befand sich wieder in dem Zauberbann, den sein Wesen von Anfang an um sie geschlagen. Wenn er jetzt wieder um ihre Liebe geworben, wenn er ihr die Arme entgegen gestreckt hätte, sie wäre an seine Brust gesunken, bezwungen von der Gewalt seiner Liebe.

Aber er stand da wie in zorniger Drohung. Mit ausgestreckter Hand wies er sie von sich, er hielt sie nicht mehr zurück, er gab ihr den Weg frei, er sprach kein bitzendes, schmeichelndes Wort — furchtbar fast sah sie zu ihm auf — dann ging sie davon mit demütig gesenktem Haupt. Im Hotel kam ihr Fied eilig entgegen.

„Wir müssen sofort abreisen“, sagte er hastig. „Soeben erhalte ich ein Telegramm von Kurt, daß Mama erkrankt ist. Sie hat Sehnsucht nach uns und möchte uns gern um sich haben. Mach' dich fertig, daß wir mit dem Nachschneezug reisen können. Hier ist auch noch ein Brief für dich — wohl von deiner Freundin Wera.“

Käthe erschrak. Die arme Mama! Sie machte sich Vorwürfe, daß sie die Mutter so lange allein gelassen. Sie eilte auf ihr Zimmer, um ihr Reisegepäck zu ordnen. Dann fiel ihr der Brief Weras wieder ein, hastig erbrach sie ihn. Er lautete:

„Meine liebe Käthe! Verzeih', daß ich so lange nichts von mir hören ließ. Aber was soll ich aus meiner ländlichen Einsamkeit Dir schreiben, die Du im Getriebe der großen Welt lebst. Wie ich Dich darum beneide! Doch jetzt werde ich bald Gelegenheit haben, diese große Welt, von der Du solch entzückende Schilderungen entworfen hast, kennen zu lernen. Denke Dir, Horst hat sich verlobt! — Ich hegte immer die geheime Hoffnung, Dich, meine liebe Käthe, als Schwägerin begrüßen zu dürfen, aber vielleicht ist es ganz gut so, denn ohne harte Kämpfe mit Mama, deren Ansichten Du ja kennst, wäre es doch wohl nicht abgegangen, und so wie ich meine stolze Käthe kenne, wäre ihr das in hohem Grade peinlich gewesen. Jetzt hat sich Horst zu Mamas großer Be-

friedigung mit einer „Geborenen“ verlobt, Du kennst sie gewiß auch, es ist Asta von Steinitz, die einzige Tochter des Generalkonsuls von Steinitz in Schanghai. Nach dem Bilde zu urteilen, ist sie ein reizendes Mädchen, außerdem schwer reich. — Nun, wir werden sie demnächst auch persönlich kennen lernen; sie kommt mit ihrer Mutter zum Besuch zu uns, Forst begleitet sie. Sie reisen mit der sibirischen Eisenbahn und sind jetzt schon unterwegs. — Unter diesen Umständen muß ich für diesen Herbst leider auf Deinen lieben Besuch verzichten, aber später rechne ich sicher darauf. . .“

Rätthe ließ den Brief sinken. Ein bitteres Nacheinander umspielte ihre Lippen, aber Schmerz oder Enttäuschung empfand sie bei dieser Nachricht nicht. Was sie einst gehofft, erschien ihr nun wie ein nichtiger Traum. Das Bild eines anderen Mannes erfüllte ihre Seele, der stärker und stolzer war wie jener, der es nicht wagte, die gewohnten Geleise des Lebens zu verlassen.

16.

Eine schwere Zeit für Rätthe brach herein. Ihre Mutter war an Lungenentzündung erkrankt, die sich zu einem chronischen Uebels auswuchs, dessen Beseitigung unmöglich erschien. Die Kräfte der Kranken schwanden mehr und mehr dahin, man mußte mit dem Ende rechnen.

Wochenlang saß Rätthe am Krankenbett der Mutter und pflegte sie mit Aufopferung der eigenen Kräfte. Ihre Brüder konnten ihr kaum Hilfe leisten. Fred war in Hamburg, er sollte im Frühling nach Schanghai zurückkehren, um die Vertretung der Firma dort wieder zu übernehmen; er kam ab und an nach Berlin und war dann von rührender Sorgfalt für die Kranke, aber helfen konnte er nicht, ebensowenig wie Kurt, der Leutnant, der jeden Abend kam, um Rätthe einige Stunden am Krankenbett abzulösen. Dann legte sich Rätthe wohl kurze Zeit nieder, um neue Kräfte zu sammeln, oder sie machte einen kleinen Gang durch den Tiergarten, um frische Luft zu schöpfen.

Strenger Winter herrschte. Eine starke Schneedecke verhüllte das Land, die Bäume des Tiergartens standen in weißschimmerndem Schmuck da, die Teiche und Seen trugen einen festen Eispanzer, auf dem sich Tausende von fröhlichen Menschen im Schlittschuhlauf tummelten. Über so herrlich sich draußen im freien Lande der Winter auch entfaltete in schimmernder Pracht, so grau und düster zeigte er sich in den Straßen der großen Stadt, auf die ein wolkenverhüllter Himmel lastete, und in der der reine Schnee zu schwarzen Schmutzhaufen aufgetaut wurde. Die Hauptstraßen strahlten allerdings in der blendenden Pracht des elektrischen Lichtes, die prächtigen Läden erglänzten in funkelnder Helligkeit und brausend, knirschend, donnernd durchtobte das geschäftige Leben die Straßen, aber wenn man von diesen Hauptverkehrsstraßen abwich, dann gähnten einem die Straßen wie dunkle Hohlwege entgegen, die selbst die endlosen Reihen der elektrischen Laternen nicht zu erhellen vermochten. Je glänzender, je geräuschvoller die Hauptstraßen waren, um so düsterer und einsamer erschienen die Nebenstraßen, und je hastiger und farbenreicher das Leben jene Straßen durchflutete, um so einsamer fühlte man sich in dieser Menge unbekannter Menschen, die achlos aneinander vorbeieilten.

Und Rätthe hatte sich noch niemals so einsam gefühlt als in diesen Wochen, die die Sorge um die erkrankte Mutter gleich einem grauen Nebel erfüllte. Freundinnen besaß sie in der großen Stadt nicht. Zuweilen kam diese oder jene Bekannte ihrer Mutter, um sich nach deren Befinden zu erkundigen, täglich erschien der Arzt, ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters, um ihr Trost anzusprechen, aus dem sie dennoch die volle Hoffnungslosigkeit heraushörte, sonst sah sie niemand als ihre Brüder, die mit ihr die Sorge um das teure Leben teilten.

Und als das Jahr zu Ende ging, da schlossen sich auch die müden Augen der Mutter für immer, da hörte das Herz zu schlagen auf, das so viel Liebe und Sorge

gehegt für sie und das doch Abschied nehmen mußte von allen, die so geliebt, um die es sich so gesorgt hatte.

In der starren Winterende wurde der Leib der Verstorbenen gebettet und die Kränze, die liebende Hände auf dem Grabhügel niedergelegt, betteten die niederrieselnden Schneeflocken in eine warme, weiche Hülle.

Als Rätthe am Arm ihres ältesten Bruders, an der anderen Seite von Kurt begleitet, den Friedhof verließ, über das blasse, tränenfeuchte Antlitz den schwarzen Schleier gezogen, sah sie die hohe Gestalt eines Herrn an der Friedhofspforte stehen, der ehrfurchtsvoll grüßend den Hut lästete. Ein Zittern flog durch ihre Glieder; dankend neigte sie das Haupt, während ihre Brüder den Gruß erwiderten. Als sie in dem Wagen saßen, fragte Fred leise:

„Hast du Herrn von Reithardt gesehen, Rätthe?“

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe. Sie konnte nicht sprechen, die Tränen waren ihr wieder aus den Augen gestürzt, aber sie fühlte ein warmes Gefühl des Dankes in ihrem Herzen emporquellen, daß er gekommen war, um der Toten die letzte Ehre zu erzeigen, um ihrem Schmerz sein Beileid zu zeigen. Nur einen flüchtigen Blick hatte sie auf sein ernstes Gesicht geworfen, aber sie sah darin das Mitgefühl seines Herzens, die ernste Teilnahme an ihrem Verlust, und sie dankte es ihm, daß er gekommen war, um an ihrem Schmerz teilzunehmen. Er hatte nicht geschrieben, wie Wera, er war selbst gekommen, und das war mehr als die konventionellen Worte eines Beileidsbriefes. Wera schrieb ja auch herzlich, aber doch nur kurz, in ihrem Hause da herrschte ja jetzt Fröhlichkeit und Glück, denn die Braut Horsts weilte in Radowitz und die Vorbereitungen zur Vermählung des jungen Paares wurden getroffen. Da war kein Platz für fremden Schmerz, und eine leichte Bitterkeit wollte sich in Rätthes Herz schleichen, wenn sie an die Zeit dachte, da Horst ihr von Liebe und Treue gesprochen! Und doch war es gut so, wie es gekommen! Ein treuloses Herz würde ihr kein Glück gebracht haben.

„Ich finde es sehr schön von Herrn von Reithardt, daß er zum Begräbnis Muttters gekommen ist“, sagte Fred. „Er hat sie nicht einmal gekannt. Ich muß doch sehen, daß ich ihm persönlich danken kann.“

„Sag' ihm auch meinen Dank“, sprach Rätthe leise, ohne das Haupt zu heben.

Fred sah sie von der Seite an. Er sah ihr blaßes Gesicht von einer zarten Röte überhaucht, er sah die Tränen, die an ihren Wimpern zitternd hing, er erriet, was in ihrem Herzen vorging, aber er schwieg; es war jetzt nicht die Stunde, von kommendem Glück zu sprechen. (Fortsetzung folgt.)



Ich bin sehr ein Liebhaber des Jorns und des Hasses, wenn sie aus dem Gefühl für Recht und Wahrheit entspringen, und ruhe im Glauben der alten Zeit: Fahre die Welt lieber zum Teufel, als daß man den Teufel selbst nicht beim Namen nennen dürfe! E. M. Arndt.

Die falsche und die richtige österreichische Fahne.

Bei einer jeden Siegesfeier erscheinen an den Gebäuden, öffentlichen wie privaten, neben den deutschen, preussischen, nassauischen, ungarischen und türkischen Fahnen auch solche in schwarz-gelben Farben. Was sind das für Fahnen? Nun, daß man das nicht weiß! Natürlich die österreichischen! Falsch, ganz falsch geraten, meine Verehrtesten; die österreichischen Fahnen und Farben sind niemals schwarz-gelb gewesen. Schwarz und Gelb sind die Hausfarben des Kaisers von Österreich, wie sie auch die des deutschen Kaisers sind, der als König von Preußen Schwarz und Purpur führt. Das heißt die deutsche Kaiserstandarte mit dem mit dem goldenen Reichsadler belegten Eisernen Kreuz ist gelb mit schwarzen Abletern, und die preussische Königsstandarte mit dem mit dem silbernen

Königsaar belegten Eisernen Kreuz ist purpurn mit schwarzen Adlern; wir haben das unzählige Male am Schlosse gesehen.

So wenig wir aber schwarz-gelb deutsch oder schwarz-purpurn preussisch flaggen — es ist sogar verboten —, ebenso wenig oder noch weniger sollen wir schwarz-gelb in den Hausfarben des Kaisers von Österreich flaggen.

Wie mag nur der Irrtum entstanden sein? Ich kann es mir nicht anders denken, als daß er aus den Jahren 1848/49 herrührt. Bekanntlich bestand in diesen Revolutionsjahren ein ganz bestimmter Gegensatz zwischen der österreichischen Hofpartei, den geradezu sogenannten „Schwarz-Gelben“, einerseits, und sowohl der liberalen Volkspartei in Österreich als auch dem gesamten ungarischen Volke anderseits. Damals wurde die schwarz-gelbe Fahne das Symbol aller derer, die zum Hof und zur Regierung hielten; wo sie am Hause wehte, da konnte man sicher sein, daß sich nichts Revolutionäres versteckte. Und als dann die Aufstände blutig niedergeworfen worden waren, da wurde die schwarz-gelbe Fahne erst recht das Abzeichen der Loyalität und des staatlichen Schutzes zugleich. Die siegreiche Behörde sah es ganz gern, wenn die braven Untertanen sich mit den Farben des Kaiserhauses schmückten und Kundgebungen damit veranstalteten. Deshalb sind heute noch die kaiserlichen Hausfarben in Österreich selbst — nicht in Ungarn — außerordentlich populär, aber die österreichischen Farben sind es nicht.

Welche sind es denn? Die Antwort mag uns Franz Grillparzer geben. Im 5. Aufzug seines Dramas „König Ottokars Glück und Ende“ läßt er den Urahn der Habsburger, König Rudolf, vor der Schlacht auf dem Marchfelde sagen, indem er dem Ritter von Lichtenstein die Sturmflagge überreicht:

„Nehmt das Banner und tragt es allen vor,
Den edeln weißen Strich von Österreich!
Und wie er glänzend geht durchs rote Feld,
So will ich sehen Österreichs weiße Zeichen
Die Wasse zieh'n durch blutgefärbte Leichen.“

Rot-Weiß-Rot sind die österreichischen Farben, und zwar sind sie schon mindestens hundert Jahre älter als Rudolf von Habsburg; sie wurden aufgenommen, als man Wappen und Farben allgemein und überall bestimmte: im 12. Jahrhundert. Die Fahne, die Leopold von Babenberg, Markgraf von Österreich, 1191 zu Alfons aufpflanzte, und die der englische Konrad und Geiselnmörder Richard Löwenherz herabreißen und durch den Rot schleifen ließ — auch so ein echt brutaler Writenakt —, diese Fahne ist schon rot-weiß-rot gewesen.

Wer nicht an die Richtigkeit dieser Ausführungen glaubt, der möge den dieser Tage erschienenen Erlaß des Kaisers Franz Joseph über neue Fahnen und Wappen nochmals nachlesen, oder er möge einen der hier weilenden österreichisch-ungarischen Offiziere fragen. Überzeugt ihn beides noch nicht, dann müßte er zur „Stadt und Festung Belgrad“ reisen. Darüber wehen die Fahnen rot-weiß-rot.

Allerdings mit einem Zusatz. In dem Weiß der — horizontal gestreiften — rot-weiß-roten Fahne, nahe der Stange, befindet sich ein rot-weiß-rot geteilter, gelb umrahmter, gelb gekönter Wappenschild. Das ist spätere, aber nunmehr allgemein offiziell angenommene Zutat.

So sieht also die richtige österreichische Fahne aus, wie sie gegen Sarazenen, Ungarn, Böhmen, Türken, Preußen, Franzosen und Italiener wehte. Unter ihr haben die alten Grafen und Herzöge und die späteren Feldherren von Wallenstein über Montecuculi, Karl von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Laudon, Erzherzog Karl, Schwarzenberg, Radetzky und Erzherzog Albrecht gekämpft und gesiegt. Und heute raucht sie abermals nach vorwärts über Russen und Italiener, Serben und Montenegriner.

Also weg mit den falschen österreichischen Fahnen und her mit den Zeichen, in denen unsere tapferen Verbündeten siegen!

Noch ein Wort über die ungarischen Farben. Diese sind meist richtig angebracht: Rot, Weiß, Grün, bei horizontaler Streifung der Fahne. Die Fahne, die in dem Plaggengehäuft an der Ellenbogengasse aushängt, bei der im weißen Streifen das österreichische und das ungarische Wappen erscheinen, und deren unterer Streifen in Rot und Grün geteilt ist, ist die österreichisch-ungarische Handelsflagge, deren Gebrauch bei öffentlichen Feiern nicht üblich ist.

Dr. C. Spielmann.

Aus der Kriegszeit.

Neues Lauslied.

Wir Feldgrauen sind gar sehr geplagt,
Das hat schon mancher uns gesagt.
Engländer, Turkos und Franzosen
Mit Eisenregen uns begossen,
Die ganze Nacht, den ganzen Tag
Hört niemals auf die schlimme Plag.
Doch nachts, wenn wir ein wenig ruh'n,
Nacht uns ein neuer Feind zu tun.
Am nächsten Morgen sollst du sterben,
Du Feind voll Feigheit und Verderben,
Wenn dann die Nacht zur Weig' sich wendet,
Dann wird das Nachewert vollendet.
Ein Krieger sitzt vorm Unterstand
Und hält sein Hemde in der Hand,
Und er studiert das Reinentuch,
Als sei's ein Philosophenbuch.
Erst ist „sie“ hier, dann ist „sie“ dort,
Und greift man hin, dann ist sie fort,
Und dann sagt uns ein spött'cher Zug
Auf seinen Lippen schon genug.
Ein kurzer Druck, ein leiser Knack,
So stirbt, gefräß'ges Lumpenpack,
Und in des Feindes Disten steh'n,
Die Worte, die nie untergeh'n:
„Den Heldentod im Feindesland,
Starb „eine“ vor dem Unterstand.“
Ein anderer an der Schulterwehr
Nützt immerwährend hin und her,
Zum Feind gewendet mit dem Rücken
Sucht er die Gegner zu erdrücken.
Ein Dritter rennt im Schützengraben:
„Ich glaub', auch ich muß welche haben.“
Jetzt judst bei Frik und bei dem Marzsen,
Dann fängt selbst Otto an zu knacken.
Erst schwur „er“, nein, ich habe keine,
Doch schon nach kurzem zog er Leine,
Ein kurzer, scharfer Remmerblick,
Berbricht der ersten schon's Genick.
Des Feldgrauen Sorge ist jetzt schwer,
Er glaubt, man liebt ihn drum nicht mehr.
Doch wer das alles mitgemacht,
Darüber still ins Häufchen lacht.

Von Otto Stadelmann im Schützengraben
bei Et. M.

Lichtfreude. Hierüber schreibt Menarius im „Kunstwart“, der jetzt „Deutscher Wille“ heißt: Seit die Furcht vor den Zeppelinen die Weltstadt verdüsterte, entdeckten sie mit Staunen, wie schön sie ohne das sonst so viel gepriesene „nächtliche Dichtmeer“ ist. Der erste, der sie mit größerem Erfolg darauf aufmerksam gemacht hat, scheint Robin gewesen zu sein; als er im Beginn des Krieges zu einem kurzen Besuche „drüben“ war, lehnte er erstaunt die Klage ab, wie übel London jetzt aussähe. „Nicht doch, das Dunkel gibt London eine neue Schönheit.“ Das sahen dann auch andere Augen, und nicht nur die, welche sich über das Aufleuchten der Zauberbilder aus Scheinwerfern freuten, auch die, welche wirklich das sahen, was Robin meinte, die wunderbaren Schattenbilder, die eine weiter geöffnete Pupille bei knappem Lichte wahrnimmt, während droben die Schönheit des Nachthimmels, der Sterne, der leisen Wolkenschimmer zum ersten Male seit langen, langen Jahrzehnten über London zu sehen war. Künstler begannen nun das festzuhalten. Insbesondere hat Joseph Pennell eine ganze Ausstellung von Kohlezeichnungen und Lithographien zusammengebracht. Was aber Robin eine neue Schönheit nannte, ist in Wahrheit eine ganz alte. Ist sie, die wir in allen Dörfern und Kleinstädten genießen können, leider aber von Jahr zu Jahr weniger, und welche wir alle noch in der Kindheit genossen haben. Damals, bevor sich die Farbenanschauung ausprägte: je mehr Licht, desto besser, desto besser auf alle Fälle. Wenn man doch nach dem Kriege auch auf diesem Gebiete zu einer Geschmacksarten-Revision käme! Und nicht nur, indem man uns vor dem schauerlichen Lichtreflexen-Lingeltangel-Geschrei dauernd schützte.

„Ich darf dir nichts anbieten!“ Unter den vielen Skandalen, die die „allzufreie“ Lebensführung der Londoner während des Krieges verursacht hat, spielen die zahlreichen Alkoholerzesse eine besonders große Rolle. Die neue Verordnung, die diesem Unwesen der Whisky- und Liqueurfreunde steuern soll, hat eine alte englische Sitte — wenigstens vorläufig — verschwinden lassen. Das „Treating“, zu deutsch: Freihalten, in den Gasthäusern, Hotels, Bars und Schanklokalen ist durch ein neues Gesetz verboten worden. Und mit dem „Treating“ verschwindet eine der gebräuchlichsten Sitten aus dem Londoner Leben. Bisher war es üblich, einen Bekannten, den man auf der Straße traf, in irgendein in der Nähe liegendes Lokal zu führen und ihm dort einen oder auch mehrere Whisky zu zahlen. Wenn eine größere Gesellschaft ausging, wurden sämtliche Getränke von einem bezahlt, und das nächste Mal übernahm ein anderer die Begleichung der Getränkerechnung. Das „Treating“ erstreckte sich auch auf Mahlzeiten; doch ist dies nur eine seltenere Nebenerscheinung. In der Hauptsache galt die in allen Kreisen ausnahmslos übliche Sitte des Freihaltens dem Trinken; und die Regierung, die nunmehr in allen öffentlichen Lokalen und selbst in den Klubs diese Art von Freihalten verboten hat, sah in der Sitte nicht ohne Grund eine der Hauptursachen des immer stärker gewordenen Alkoholgenußes. Die neue Verordnung hat, wie einem Artikel der „Daily Mail“ zu entnehmen ist, am Tage ihrer Einführung gleich ein wenig „revolutionierend“ im Londoner Leben gewirkt; die alte Gewohnheit stieß sich überall an dem neuen Gesetz, und in jedem Stadtklokal gab es wohl einige Leute, die sich zum erstenmal in ihrem Leben veranlaßt sahen, allein auf ihr eigenes Wohl zu trinken. Natürlich wurden auch mancherlei Klagen laut, besonders von jenen Leuten, die überall wie durch Zauber aufzutreten pflegten, wo ein gastlicher Mann mit wohlgefüllter Tasche erschien. Sehr lebhaft wurde die Frage der Mahlzeit erörtert. Das Gesetz gestattet nämlich auch jetzt noch dann das Getränkefreihalten, wenn es als Begleiterscheinung einer Mahlzeit auftritt. Kein Wunder, daß der auf diese Weise geschlechtlich gewordene Begriff der Mahlzeit von allen möglichen und unmöglichen Seiten beleuchtet wird. So ist es z. B. sehr fraglich, ob die Obrigkeit ein belegtes Brötchen als Mahlzeit anerkennt oder darin nur einen Vorwand erblickt, die Tischgenossen zum Trinken aufzufordern. Dagegen hat eine Portion Käse schon mehr Aussicht auf geschlechtliche Anerkennung, da eine „Portion“ stets eine Art Mahlzeit genannt werden darf. Im übrigen ist das Publikum der Gesetzesauslegung durch die Kellner und Kellnerinnen unterworfen. So weigerte sich ein Barfräulein, eine Mahlzeit nach 4 Uhr als zum Freihalten von Getränken berechtigt anzusehen, „da kein ordentlicher Mensch nach 4 Uhr Mahlzeiten einnehme“. Selbstverständlich gab das Verbot zu zahlreichen merkwürdigen Szenen und Dialogen Anlaß. „Dieser Herr will ein Glas Bier haben“, sagte in einem Schanklokal ein Arbeiter, indem er auf seinen Freund wies. „Sie dürfen ihn nicht freihalten“, entgegnete das Schankmädchen. „Das weiß ich, aber ich darf doch sagen, was er trinken will.“ Das Mädchen zögerte etwas nach dieser salomonischen Weisheit und entgegnete dann: „Nein, nur er selbst darf sagen, was er trinken will.“ Schwer zu lösende Zwischenfälle ergaben sich auch, wenn ein Ehepaar in ein Lokal kam, da natürlich der Mann das Getränk seiner Frau bezahlen wollte. Auch die Frage, ob ein Wirt berechtigt ist, einem Dienstmädchen, das für seine Herrschaft Bier holt, mehr als ein Glas zu verkaufen. Obwohl es mehr als zweifelhaft erscheint, daß das Dienstmädchen seine Herrschaft — freihält. Ja, es ist eine schwere Sache um die englische Gesetzgebung!

Künstliche Gliedmaßen mit natürlicher Muskelbewegung. Die Zahl der Invaliden, die in diesem Kriege Hände, Arme und Beine verloren haben, ist erschrecklich hoch, und nicht zettig genug kann damit begonnen werden, die unglücklichen Opfer des Völkerringens durch die Lieferung von künstlichen Gliedmaßen wenigstens einigermaßen wieder erwerbsfähig zu machen. Die bisher benutzten künstlichen Glieder sind aber, so kunstvoll sie auch immer hergestellt sind, doch nur fremde Anhänge am Körper. Von Professor A. Stodola in Zürich, dem hervorragenden Maschineninstruktoren, kommt deshalb die Anregung, die nach Verlust der Hände, Arme und Beine noch immer an anderen Körperteilen verbliebene Muskelkraft als Energiequelle zur Betätigung der künstlichen Gliedmaßen zu benutzen. Stodola leitet hierbei die folgenden Erwägungen, die er in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure vorträgt: Die Muskeln, die beispielsweise die Hand bewegen, sind in der Haupt-

sache im Unterarm gruppiert, diejenigen zur Bewegung des Unterarms im Oberarm usw. Wenn also die Hand verloren geht, so ist zunächst fast die Gesamtheit der sie betätigenden Muskeln unversehrt, und sie verlieren die Fähigkeit, sich infolge eines Willensimpulses zusammenzuziehen, erst nach längerer Zeit durch Nüchternbrauch. Um diese Kraftquelle nutzbar zu machen, ist nun ein chirurgischer Eingriff erforderlich, durch den die Muskelfasern, die Sehnen, mit Haut umgeben zu einer freistehenden Schleife oder einer sonstigen für mechanischen Kraftangriff geeigneten Endigung geformt und zum Verheilen gebracht werden. Die Frage, ob das Bilden eines solchen „lebenden Maschinenelementes“ vom chirurgischen Standpunkte aus lösbar erscheint, wurde von namhaften medizinischen Fachleuten bejaht, und insbesondere hat Prof. Sauerbruch zu Zürich, derzeit in Greifswald, die Angelegenheit sofort tatkräftig unterstützt. Ist die organische Kraftquelle für die Betätigung der künstlichen Gliedmaßen aber erst zugänglich gemacht, so sind keine prinzipiellen Schwierigkeiten bei der Durchführung der technischen Konstruktionen zu überwinden, wenn hierbei auch noch vollständiges Neuhand zu beackern ist. Professor Stodola gibt auch sofort einige Winke, wie das Problem anzufassen ist. Für die Betätigung der Hand wäre etwa folgendermaßen zu verfahren: Zunächst wird sich der Chirurg damit begnügen, einen einzigen Kraftangriffspunkt herauszuarbeiten, etwa die vereinigten Sehnen der Beugemuskeln aller Finger. Ihm wird die Schließbewegung der Finger zugewiesen, während das Öffnen durch geeignet untergebrachte Federn bewirkt werden könnte. Selbst bei starrem Daumen kann ein beliebig Gegenstand vollkommen umschlossen und festgehalten werden. Bei weiterer Ausbildung des Verfahrens könnte man dann einen weiteren Kraftangriffspunkt, etwa die Beuger des natürlichen Daumens, zur Betätigung eines künstlichen Daumens hinzunehmen. Wenn bereits im ersten Stadium der chirurgisch-mechanischen Entwicklung die künstliche Hand einen Hammerstiel ebenso sicher wie eine Schreibfeder fassen könnte, so würde in dem zweiten Stadium der Entwicklung mit natürlich bewegbarem Daumen bereits ein vollkommener Ersatz der verlorenen Hand geschaffen. Prof. Stodola setzt dann weiter auseinander, wie bei verlorenem Unterarme die kräftigen Muskeln des Oberarmes dazu benutzt werden können, sowohl die Bewegung eines künstlichen Unterarmes wie auch die der Finger einer künstlichen Hand zu übernehmen. Und selbst bei vollständigem Verluste des ganzen Armes könnten immer noch die Schulterblattmuskeln die einzelnen Teile des künstlichen Armes und der künstlichen Hand betätigen. In ähnlicher Weise kann man mit Fuß und Bein verfahren. Prof. Sauerbruch hat bereits gelungene Operationen durchgeführt, nach deren Ausbilden und nach Fertigstellen der entsprechenden künstlichen Gliedmaßen Bestimmtes über die Tragweite des neuen Verfahrens wird ausgeführt werden können. Findet ein systematisches Zusammenarbeiten von Chirurgen und Technikern in der beregten Richtung statt, so können wohl hochgepaunte Erwartungen an das neue Verfahren geknüpft werden. Für seine Durchbildung darf aber keine Zeit verloren werden, denn meist schon nach wenigen Monaten kann die schlummernde Muskelkraft der Gliedstümpfe nur schwer oder unvollständig wieder geweckt werden. Es läge nicht nur im Interesse der unglücklichen Invaliden, sondern auch in dem des ganzen Volkes, wenn die Anregungen Stodolas auf möglichst breiter Basis erprobt und durchgearbeitet werden könnten, und wenn die hierfür erforderlichen Mittel nicht nur durch private Mildtätigkeit, sondern auch von Staats wegen aufgebracht werden würden.

* * *

Eine amerikanische Arche Noah. Wie die New Yorker Blätter berichten, sind die Amerikaner gegenwärtig damit beschäftigt, in Washington eine wahrhaftige Arche Noah zu konstruieren, ein gewaltiges Schiff, das die verschiedensten Tierarten aufzunehmen bestimmt ist. Es handelt sich um eine dem Dienste der Wissenschaft geweihte Einrichtung. Unter anderem sollen auf dem seltsamen Schiff Affen, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, Ziegen und Pferde untergebracht werden. Die Arche soll zugleich als Tierasyl und als Laboratorium dienen, um die Krankheiten der Tiere einer großangelegten wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Besondere Aufmerksamkeit soll den Affen zugewandt werden, deren Krankheitserscheinungen mit den entsprechenden Symptomen im menschlichen Organismus verglichen werden sollen. Vivisektionen sollen auf dem Tiereschiff nicht vorgenommen werden, hingegen will man die Versuche mit Impfungen mit besonderem Nachdruck ausüben. Auch eine „Tierenbindungsanstalt“ soll am Bord des Versuchsschiffes eingerichtet werden. Ebenso soll es Isolierungspavillons und verschiedene Seuchenabteilungen geben. Die Verlegung auf ein Schiff wird mit der Notwendigkeit begründet, die Versuchstiere dem Einflusse der Insekten und Mikroben des Festlandes fernzuhalten.